

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

Die Nacht, ehe wir London verließen, hatte Josua eine Vision, einen „wachenden Traum“, den er mir auf unserm Wege nach Launceston erzählte, als wir den Hügel hinter Boscastle hinaufstiegen, während der Omnibus uns langsam nachkam. Er stand auf dem Felsenriff bei Long Island, als er sich plötzlich hinweggetragen fühlte auf eine große Ebene, wo unzählig viele Menschen versammelt waren. In der Mitte der Ebene erhob sich ein Hügel; auf dem Gipfel desselben thronten zwei majestätische Riesengestalten, die mit Herrscherblick auf die unten schwärmende Menge herabschauten. Sie saßen Hand in Hand und Josua sah, daß sie in einer ihm unerklärlichen Weise mit einander verbunden waren. Die eine Gestalt trug das Ornat eines Hohenpriesters: es war das kirchliche Christenthum; die andere, als König gekleidet, im Purpur, die Krone auf dem Haupt, war die Gesellschaft; beide finster, hochmüthig, tyrannisch. Die einzigen Personen, denen sie sich geneigt zeigten, waren reiche Leute, mit Gold und Juwelen geschmückt, — und unterwürfige, ängstlich sich bückende Arme, die Alles, was der Hohenpriester lehrte, für baare Münze nahmen, ohne die Wahrheit irgendwie erforschen zu wollen, und die Alles thaten, was der König anordnete, ohne auch nur den Wunsch eines Widerstandes zu hegen. Sie wurden gläubige Christen und achtbare Glieder der Gesellschaft genannt; und in Anbetracht ihres Gehorsams lächelte der Hohenpriester sowohl als der König ihnen zu. Indefß trotz dieses Lächelns waren die zwei Herrscher nicht freundlich gegen ihre Anhänger. Der Eine erhielt sie in beständiger Furcht durch ungeheuerliche Dämonen, die er aus einer Zauberalaterne hervorschießen ließ — der am schrecklichsten aussehende dieser Dämonen war Gott, obgleich sie ihm auch die Namen: „Unser Vater“ und „Gott der Liebe“ beilegte; je mehr sie diesen „Gott“ fürchteten und für je grausamer sie ihn hielten, desto zufriedener war das kirchliche Christenthum. Der Andere legte ihnen Ketten und Widelbänder um, bis sie sich kaum mehr bewegen und athmen konnten. Und wenn sie diese erstickende Folterqual geduldig ertrugen — Einige zogen selbst die Schlingen fester und schnürten die Riemen freiwillig enger, und Alle erklärten, das Muster jeder einzelnen Fessel sei

direkt vom Himmel gesandt und eine göttliche, ewige Einrichtung, beileibe nicht das Werk der Gesellschaft — dann lächelte der König sie huldreich an und lobte sie mit vielen schmeichelnden Worten, und die armen ausgehangerten Elenden waren mit der unfruchtbareren „Ehre“ dieser Belohnung ganz zufrieden.

Zu den Füßen dieser zwei Herrscher lagen drei grausam gefesselte und gequälte Wesen von menschlicher Form, aber übermenschlicher Größe. Es waren die Wahrheit, die in den Armen ihr jüngstes Kind: Wissenschaft, hielt, die Freiheit und die Menschlichkeit. Alle drei waren je auf einer Folterbank ausgestreckt, welche die Form eines Kreuzes hatte, was dieser Folter in den Augen der Menge eine symbolische Heiligung verlieh. Die beiden Herrscher suchten die Gefolterten beständig zu knebeln, damit sie nicht sprechen könnten, jedoch gelang ihnen das nicht ganz, und dann und wann stießen die Opfer Worte hervor, laut und vernehmlich, wie der Klang einer silbernen Trompete, — Worte, welche die Menge in Bewegung brachten und Viele veranlaßten, hin und her zu laufen und sich frei zu machen von den Banden, mit welchen das Christenthum und die Gesellschaft sie eingeschnürt hatten. Und wenn die Gefolterten sprachen, schlugen der Hohenpriester, der König und deren Verehrer, die glänzend gekleideten kleinen Könige und die armen Gläubigen mit den Fäusten auf sie los und würden sie getödtet haben, wenn dies möglich gewesen wäre.

So schlecht es ihnen auch erging und in so trauriger Lage sie auch waren, so hatten die drei mißhandelten Wesen doch jedes einen kleinen Anhang. Um die Wahrheit, die ihr Kind: Wissenschaft, fest an die Brust drückte, hatten sich Männer von achtunggebietendem Aussehen versammelt: Männer mit breiter, hoher Stirne, das Gepräge der Charakterstärke und Denkfreudigkeit auf dem Antlitz. Einige derselben waren von so unbestreitbarer Größe, daß sogar der Haufen gläubiger Christen und achtbarer Glieder der Gesellschaft ihnen eine gewisse Furcht, verlegene Ehrfurcht bezeugte, als er vorüberging; während die geistliche Christenheit die Entdeckungen der Männer der Wissenschaft mit dem Glauben zu versöhnen suchte und, ihre Zauberalaterne verbergend

die zum Schrecken der Menge mit allen Dämonen und Schauergebilden der Hölle bemalt war, zu diesen Männern sagte: „Seht, in Wirklichkeit ist zwischen uns kein großer Unterschied. Ich widerspreche euch nicht. Sagt was ihr wollt über die Sonne, über das Alter der Erde, über die Beziehungen des Weltalls und die stufenweise Entwicklung des Menschen, Nichts, was ihr vorbringt, stört mich. Ich vervollständige euch und füge die göttliche Gnade der geistlichen Wahrheit hinzu, die über euer Verständniß hinausgeht und die ihr nicht zergliedern könnt. Ihr habt Recht und ich hab' Recht, laßt uns Freunde und Brüder sein!“

Die Gesellschaft kümmerte sich weniger um diese Philosophen. Sie hatte die meisten von ihnen in feste Bande geschnürt — Bande verschiedener Art bei den Verschiedenen: Voreingenommenheit für andere Dinge, Zweckmäßigkeitsgründe, Furcht vor dem Unbekannten — bei einigen Wenigen Ueberzeugung. Für die Uebrigen ließ die Gesellschaft ihren Zwillingbruder, den Hohenpriester, sorgen — er hatte sie unschädlich zu machen, so gut er konnte.

Um die niedergeworfene, geknebelte, narbenbesäte, aus zahlreichen Wunden blutende Gestalt der Freiheit standen nur Wenige. Selbst die Männer der Wissenschaft fürchteten diesen ungeheuren Riesen, diesen Sohn der alten Götter, dessen Macht, wenn er sich einmal in seiner ganzen Kraft erheben würde, noch Niemand zu berechnen vermocht hatte. Alle, mit Ausnahme seiner wenigen Freunde, die fast ausschließlich der ärmsten Klasse angehörten, betrachteten ihn mit Angst und prophezeiten für die Welt schlimme Tage, falls es ihm gelingen sollte, sich seiner Fesseln und der sinnbildlichen Folterbank des Kreuzes zu entledigen. Aber das kleine Häuflein der Anhänger, die selber theils Märtyrer, theils Opfer waren, arbeitete unablässig an seiner Befreiung; jeden Augenblick lockerten sie bald hier, bald dort ein Glied der Kette, wohl wissend, daß, wenn die Zeit gekommen, er mit ihrer Hilfe jegliche Fessel abstreifen und vor der Welt dastehen würde als der großherzige Führer, als der Beglückter alles Dessen, was Menschenangeseht trägt.

Das dritte der mißhandelten Wesen war in dem mitleidserregendsten Zustande. Das Antlitz war verhüllt, das ärmliche, ja zerlumppte Gewand war über und über mit Koth bespritzt, den der Hohepriester und die Gesellschaft in brüderlicher Eintracht geworfen hatten, ließ aber dennoch liebliche Formen erkennen. An die festgenagelten Hände klammerten sich die Weinenden und Elenden, und Niemand wurde abgewiesen oder zurückgestoßen. Der verkommenste Sünder, der auf Erden herumkriecht, der Dieb, der Mörder, die Dirne — Alle sammelte die Gestalt um sich, und suchte mit ihren gebundenen Händen, soweit es möglich war, die Unglücklichen vom Schmutz zu reinigen. Lust und Schmerz, Sünde und Tugend — Alle ruhten, mit gleicher Herzlichkeit empfangen, an ihrer Brust, und für Alle hatte sie volles Verständniß und Mitgefühl. Sie verdamnte Niemand; nur dem Hohenpriester und dem König verweigerte sie den Gehorsam. Als Josua hinblickte, wandte sie langsam ihr Antlitz gen Himmel und das beschmutzte und verachtete Antlitz der Menschheit — es war das Antlitz des Zimmermannssohns von Nazareth.

Und siehe da! vor dem prächtig gekleideten Hohenpriester, diesem Vertreter der geistlichen Christenheit, dem Unterdrücker der Wahrheit, dem Verleumder der Menschheit, dem Unterdrücker der Freiheit, dem Beherrscher der Kirchen und durch diese der Gewissen, — und vor dessen Zwillingbruder und seinem Gefährten in der Tyrannei: dem König Gesellschaft stand plötzlich ein Mann in rauhem Gewande, von ungekünstelter Sprache und unverfeinerten Manieren, aber von edlem Aussehen — ein Mann, dessen Gesicht das eines Enthusiasten war, der an sich selbst glaubt und in dessen Selbstvertrauen seine Macht lag. Seine Gefährten

waren dieselben, die sich um die mißhandelte Gestalt der Menschheit gesammelt hatten. Alle Armen und Elenden, die Ausfägigen, die Sünder, die Ausgestoßenen, und jene „sündlosen Verbrecher“ der Geschichte, jene, die gelebt hatten, um ihren Mitmenschen Gutes zu thun und die zum Lohn dafür gesteinigt, gekreuzigt, beschimpft und verflucht worden, — sie Alle drängten sich um ihn. Er hatte mit dem Tyrannen Gesellschaft und dem Hohenpriester Christenthum nichts zu thun. Er erklärte Beiden laut seine Gegnerschaft und zog zu sich nur Solche heran, die von ihnen zurückgewiesen und ausgestoßen waren. Auf den Hohenpriester deutend, sagte er dann zu Josua: „Schau, was sie aus mir gemacht haben, aus einem gewöhnlichen Handwerker, der nicht einmal die Bildung seiner Zeit hatte, aus einem herumstreichenden Agitator, der von freiwilligen Gaben lebte, haben sie einen König gemacht, aus einem Menschen einen Gott; aus einem Prediger der allgemeinen Duldung das Haupt einer verfolgenden Religion, aus meinem Leben einen Glaubenssatz, aus meinem Beispiel eine Kirche. Hier bin ich Jesus von Nazareth, der Sohn Josef's und Maria's, wie ich auf Erden lebte, arm, unwissend, ein Plebejer und ein Sozialist, im Krieg mit den Vornehmen, im Kampf mit der Gesellschaft, ein Feind der Formen, der Glaubensbekenntnisse und der Priesterkaste, — und dort siehst du mein modernes Zerrbild — dieses weltstolze, aufgepumpte, unduldsame Pfaffen-Christenthum, welches das wiedererstandene Pharisäerthum ist. Dir und Deinesgleichen ist die Aufgabe geworden, die Menschen zu dem Glauben zurück zu bringen, den ich predigte. Und wenn du das Wesen des Glaubens bewahrst, aber den Gründer vergiffest und meiner Lehre einen andern Namen gibst als den meinen — gut, so sei es. Die Welt braucht die Sache und nicht die Aufschrift. Nicht durch Glauben, sondern durch Handlungen und Thaten wird die Menschheit erlöst.“

Nachdem er dies gesagt, löste das ganze Traumbild sich auf — die weinerliche Stimme der betrunkenen Peggy Bray, und entrüstete, abscheuaustrückende Worte des Herrn Grand tönten in die Abendstille hinein und brachten Josua zu der Wirklichkeit des Lebens zurück.

„Es schien mir, als hörte ich einen Befehl,“ sagte er, als er mir die Geschichte erzählte, „ich lief über die Niederung so rasch ich konnte, und fand Peggy auf der Tingatel-Strasse. Sie war betrunken, schmutzig und schrie und winselte. Ich nahm sie bei der Hand und sagte: „Peggy, Weib, trockne deine Augen und komme mit mir!“ Ich sprach so unerwartet, daß sie erschrak und etwas zur Besinnung kam. Dann packte ich sie am Arm und führte sie in die Hütte meiner Mutter. „Hier, Mutter,“ sagte ich, „ist ein christliches Werk für dich. Nimm dieses arme Geschöpf, in seinem Schmutz und seiner Zerlumptheit — nimm sie wie sie ist und reinige sie. Du weißt, daß die Liebe Gottes dies für die Welt that; wir sind weniger rein als Christus, aber wir dünken uns zu gut, seinem Beispiel zu folgen. Liebe sie, Mutter, sie ist deine Schwester und es kann sein, du heilst sie.“ Die arme Mutter! Sie war von der Aufgabe nicht sonderlich erbaut; sie meinte thranenden Auges, ich lege ihr eine Last auf, die sie nicht tragen könne; ich aber blieb fest,“ sagte Josua mit strahlendem Gesicht, „und sie gab nach. Peggy blieb über einen Monat in unserm Hause, wodurch meine Mutter fast in schlechten Ruf kam. Ich glaube nicht, daß sie sich viel daraus machte, indeß, ich weiß es nicht genau, denn sie sprach nie viel. Peggy lief bald davon und wurde wieder so schlecht wie vorher; ein Monat freundlicher Behandlung und reinlichen Lebens war aber doch nicht ganz umsonst. Jedenfalls war es praktisches Christenthum, und wenn es auch Peggy wenig, oder selbst dauernd gar nichts nützte, so war es doch ein erster Versuch, Gutes zu thun, und soweit war meine Mutter befriedigt.“

(Fortsetzung folgt.)

Georg Büchner.

III.

Nöllner (in seiner „Altenmäßigen Darlegung 1c.“) hat noch einige andere Aussagen des Mitangeklagten, von dem die bereits erwähnten Angaben herrühren, über Büchner und seine Flugschrift veröffentlicht; dieselben sind für den Charakter der damaligen Bewegung sowohl, als auch für Büchner's politische Ansichten und Richtung zu bezeichnend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. „Den Landboten betreffend,“ erzählt der Betreffende, „sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen. Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, die Verhältnisse Deutschlands umzustoßen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man doch gefaßt sein mußte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen nichts hätte entgegenstellen können, als eine handvoll undisciplinirte Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum, diese große Masse zu gewinnen, was vorderhand nur durch Flugschriften geschehen kann.“

„Die früheren, zu diesem Zweck erschienenen Flugschriften entsprachen demselben nicht; es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Pressfreiheit, Bundesordonnanzen und dergleichen, lauter Dingen, um welche sich die Bauern (denn an diese, meinte Büchner, müsse man sich vorzüglich wenden) nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind; denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die „Ehre“ und „Freiheit“ ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen u. s. w., sie sind gegen all' das gleichgültig, und in dieser Gleichgültigkeit beruht ihre angebliche „Treue“ gegen die Fürsten und ihre Theilnahmlosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit; gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben Ursache dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen sie aus ihrer sauren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbesserung ihrer Lage so nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anspruch nimmt. So ist es gekommen, daß man bei aller parteiischen Vorliebe für sie doch sagen muß, daß sie eine ziemlich niederträchtige Gesinnung angenommen haben, und daß sie, es ist traurig genug, fast an keiner Seite mehr zugänglich sind, als gerade am Geldsack; dies muß man benützen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorzuziehen will; man muß ihnen vorrechnen, welche Lasten sie tragen, während Andere den Vortheil davon beziehen; . . . daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden, u. s. w. Dieses Mittel muß man benutzen, so lange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, die kostspieligen stehenden Heere vermindern, den künstlichen und deswegen theuren Organismus der Staatsmaschine auf einfachere Prinzipien zurückzuführen, dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Oesterreicher, sie sind wohlgenährt und zufrieden! (1834 geschrieben!) Fürst Metternich, der geschickteste unter Allen, hat allen revolutionären Geist für immer(?) in ihrem eigenen Fett erstickt.“ So sind die eigenen Worte Büchner's gewesen.

„Die Flugschrift („der Hessische Landbote“) hatte hiernach den Zweck, die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als den einzig möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen. — Solche Mittel, die Revolution herbeizuführen, hielt Büchner für ebenso erlaubt und ehrbar, als alle anderen. Wenigstens sagte er oft, der materielle Druck, unter dem ein großer Theil Deutschlands liege, sei ebenso traurig und

schimpflich, als der geistige, und es sei in seinen Augen bei weitem nicht so betrübt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmeltzen u. s. w.

„Ob ich mich gleich hier meistens der Worte Büchner's bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vortrug, zu machen.“

„Büchner imponirte Allen von uns, ohne daß sie es vielleicht sich selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug.“

An einer anderen Stelle:

„Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, inwieweit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Antheil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum deutschen Bunde nicht verstehen und einem Aufrufe, seine angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegentheil glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage zu verändern, wenn man ihm seine naheliegenden Interessen vor Augen lege. Dies hat Büchner in der Flugschrift gethan. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die großherzoglich hessische Regierung; er meinte im Gegentheil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Prinzip, welches er für die Ursache alles Elends hielt. — Mit seiner Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volkes und der deutschen Revolutionäre erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Anderswerden auf. Er glaubte nicht, daß durch die constitutionelle landständische Opposition ein wahrhaft freier Zustand in Deutschland herbeigeführt werden könne. „Sollte es diesen Leuten (den Liberalen) gelingen,“ sagte er oft, „die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus, wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist.“

„Dieser Büchner,“ — so erklärte weiter noch der oft citirte Mitangeklagte im Verhör, — „war mein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner theuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie, noch einem seiner Freunde Etwas gesagt hatte. Ein solches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; seine lebenswärtige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge, — ich glaubte es sonst nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan, wovon hätte er mich nicht überzeugt?“

Ferner schreibt Becker noch in einem Brief an Gutzkow: „Ich habe den Büchner bei Weidig eingeführt. Er vertrug sich nicht gut mit ihm in politicis. Desto mehr enchanted war er von seiner Frau, einem überaus herrlichen Geschöpf. Er verlor sein natürliches Ungestüm, wenn sie dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört.“

Daß der Marburger Professor Jordan, der 1848 eine so traurige Rolle spielen sollte, den „Landboten“ nicht günstig beurtheilte, kann nur für diesen sprechen.

Während nun so die Mitglieder der geheimen Gesellschaften den „Landboten“ möglichst im Lande zu verbreiten suchten, indem sie die Exemplare durch die Fenster warfen oder Nachts zwischen die Läden schoben, trat ein Ereigniß ein, das unsern Revolutionären einen bedeutenden Schlag versetzte und der Hauptanstoß zu den nun folgenden ausgedehnten Untersuchungen und Verhaftungen wurde. Nachdem Schütz und Minnigerode (zwei Mitglieder der „Gesellschaft der Menschenrechte“) den Auftrag erhalten hatten, einen Theil der Exemplare des „Landboten“ aus der Druckerei in Offenbach abzuholen, wurde der Letztere am 1. August 1834 in Folge einer an das Ministerium in Darmstadt gerichteten Denunziation an einem Thore Gießens verhaftet, als er zu Wagen eine Anzahl von ungefähr einhundert und fünfzig jener Flugblätter bei sich hatte, um sie nach Gießen zu bringen.*)

Sogleich nach Empfang dieser Nachricht eilte Büchner von Gießen weg, und kam in der Nacht vom 1. auf den 2. Aug. zu Weidig nach Butzbach; er setzte auf dessen Anstehen sogleich seine Reise zu Fuß weiter fort nach Frankfurt und Offenbach, um die dortigen Theilhaber zu warnen. Während seiner Abwesenheit von Gießen ließ der Universitätsrichter Georgi (der später als Untersuchungsrichter zu so schwachvoller Berühmtheit gelangte. S. die Note), Hausfuchung bei Büchner halten, seine

*) Karl Minnigerode, ein zwanzigjähriger, talentvoller Jüngling, Stud. jur. in Gießen, wurde in Folge häßlicher Kerkerleiden im J. 1837 wahnsinnig und körperlich schwer leidend. Nachdem man ihn endlich gegen Caution freigelassen hatte, und nachdem sein Verhorrensgeß gegen den nach dem einstimmigen Ausspruche der Aerzte damals an Säuferswahn sinn leidenden Untersuchungsrichter Georgi, den Reiniger und Mörder des Pfarrers Weidig, von den obersten Gerichten verworfen worden war, beruhigte die Untersuchung gegen ihn am 3. April 1839 auf Verfügung des Großherzogs auf sich. Er wurde später wiederhergestellt und ging nach Amerika. — Minnigerode's Name erscheint oft in Büchner's Briefen, und sein Schicksal schmerzte diesen um so tiefer, als er eine gewisse Mitschuld an dessen gräßlichem Unglücke zu tragen glaubte.

Papiere mit Beschlag belegen und das Uebrige versiegeln, jedoch die Siegel wieder abnehmen, als Büchner unerwartet schon am 4. August wieder zurückkam. Nur einige französische Briefe wurden



Wohlberu

zurückgehalten, weil man Verbindungen mit Frankreich witterte, — um so mehr, als Büchner bei derselben Reise zufällig in Frankfurt einen Straßburger Freund, Namens Bödel, getroffen

hatte. (Böckel wurde bei seiner Weiterreise in Mainz angehalten und verhört, aber sogleich wieder entlassen.) Die Untersuchung muß damals keine weiteren Indicien gegen Büchner ergeben haben,

Freunde revolutionäre Thätigkeit blieb natürlich in der nächstfolgenden Zeit etwas gelähmt.

Den Winter 1834 auf 1835 brachte Büchner auf Wunsch seines Vaters im elterlichen Haus in Darmstadt zu. Im September 1834 hatte er das Vergnügen, seine Braut, welche in Darmstadt einen Besuch abstattete, für einige Zeit zu sehen. — Unter Anleitung seines Vaters hielt er während dieses Winters Vorlesungen über Anatomie für junge Leute, die sich für das Studium vorbereiteten. Außer diesen streng-wissenschaftlichen Arbeiten waren es, wie früher, Geschichte, Philosophie und Literatur, die ihn beschäftigten. Shakespeare war sein Ideal, und eine Nachahmung des großen Briten in der dramatischen Diction ist bei Büchner nicht zu verkennen. Nächst Shakespeare schlug Byron die meisten verwandten Saiten in seinem Geiste an. Unter den deutschen Schriftstellern behauptete eine Zeitlang Tieck den ersten Platz; es hatte zu jener Zeit die sogenannte romantische Schule, deren Haupt Tieck war, großen Anhang unter der deutschen Jugend, und so auch bei Büchner und seinen nächsten Freunden gefunden. Während der Anwesenheit seiner Braut in Darmstadt las er mit derselben Tieck's „Aufstand in den Cevennen“.

Seine politische Thätigkeit konnte natürlich in diesem Winter nicht die Ausdehnung von früher haben; doch blieb er fortwährend in Verbindung mit Gießen, und stand der im vorhergegangenen Frühjahr in Darmstadt von ihm gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte“ vor, die in kurzem bedeutend stärker aufblühte, als ihre Gießener Muttergesellschaft. Man versammelte sich bald im Freien, bald in einem abgelegenen Hause, und bewahrte große Vorsicht vor Entdeckung. Die Mitglieder übten sich sehr eifrig in den Waffen und hatten bedeutende Schießvorräthe verborgen.



richter.

denn man ließ ihn fortan in Ruhe. Doch erzeugte der Vorfall in ihm eine sehr gesteigerte Erbitterung. — Seine und seiner

Als tüchtige Charaktere ragten noch Koch hervor.

Nievergelter, Kahlert,

Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

Vorbemerkung.

Die folgenden Aufsätze werden sich nur mit dem täglichen Leben beschäftigen; sie werden untersuchen, was wir essen und trinken, wie wir uns kleiden, wo und womit wir arbeiten und wie wir wohnen; sie werden auf die Nachtheile, welche unsre heutige Lebensweise für unser körperliches Wohl mit sich bringt, aufmerksam machen, und sie werden dann versuchen, Rathschläge zu geben, auf welche Weise dieselben zu verhüten oder wenigstens zu mindern sind. Hierbei ist sich der Schreiber aber wohl bewußt, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen oft zehn Mal leichter ist, einen Rath zu ertheilen, als denselben auszuführen. Klingt es nicht z. B. wie Hohn — ohne daß es immer wirklich Hohn zu sein braucht —, wenn einem kaum nothdürftig mit Lumpen bekleideten, kranken und frierenden Proletarier der Rath ertheilt wird: „Sie müssen Ihren Körper reinlicher halten, dann werden Sie auch gesünder sein“? Und doch ist in dem gegebenen Falle dieser Rath an sich kein falscher. Nur das Bewußtsein, daß seine Ausführung für den Betreffenden bei seiner mangelhaften Kleidung und seiner Mittellosigkeit höchst schwierig und kaum möglich ist, während es leicht ist, den Rath zu ertheilen, erregt unwillkürlich ein Gefühl der Erbitterung über denselben und läßt es zu keinem Nachdenken über seine Nichtigkeit oder Unrichtigkeit kommen.

Dieses Nachdenken über ihre Lage fehlt heut bei so vielen Menschen. Ihre überlange Arbeitszeit läßt ihnen keine Zeit hierzu, und ihre traurige Lage ist nur zu sehr geeignet, sie zu Fatalisten zu machen. Sie haben sich an ihr Elend „gewöhnt“, und es passiert ja nicht alle Tage ein Unglück. Wird jedoch dieses Nachdenken über ihre Lage angeregt, so entwickelt sich allmählich auch das Verlangen und das Streben nach Besserung, man sinnt selbst auf Mittel und Wege, dieselbe herbeizuführen, und beachtet und prüft auch die von anderer Seite hierzu gemachten Vorschläge, und hat man sich von deren Nichtigkeit und Nothwendigkeit überzeugt, so ist damit auch der erste Schritt zu ihrer Ausführung gethan. Denn dann wird auch das Streben des Betreffenden oder der betreffenden ganzen Gesellschaftsklasse ernstlich darauf gerichtet sein, die Ausführung zu ermöglichen, und diesem ernstlichen Streben wird jedes Hinderniß weichen müssen. Vielleicht nicht

gleich; aber die Menschheit lebt nicht nur heut und morgen, und was die jetzige Generation nicht vollbringt, vollendet die nachfolgende. — Jedenfalls ist es richtiger und ehrlicher, unverblümt zu sagen, das und das ist nach meiner Ueberzeugung nothwendig, wenn von wahrer Kultur die Rede sein soll, und wenn wir als Menschen leben wollen, wenn es auch nicht im Augenblick und ohne Anstrengung erreicht wird, als die Achseln zu zucken und die Uebelstände zu verheimlichen und zu beschönigen suchen, damit die Unzufriedenheit über dieselben nicht allzu groß werde, weil sie doch nicht so leicht und so schnell zu beseitigen sind, und weil dem so viele andere Interessen entgegenstehen. Gerade die allgemeine Unzufriedenheit über einen vorhandenen Uebelstand ist der erste Schritt zu seiner Beseitigung und die vollste und allgemeinste Erkenntniß dieses Nothstandes hierzu die nothwendige Vorbedingung. Es genügt noch gar nicht, daß ein Uebelstand von wissenschaftlicher Seite in seiner Bedeutung für Einzelne und für die gesammte Menschheit erkannt ist, und daß sie die Mittel zu seiner Beseitigung feststellt — dies ist allerdings auch nothwendig —, aber erst die allgemeine Erkenntniß und Ueberzeugung schafft die nöthige Energie und Kraft zu seiner Beseitigung. Es wird daher auch in den folgenden Aufsätzen wohl wenig zu finden sein, was nicht bereits von wissenschaftlicher Seite gesagt worden ist; — aber es ist leider noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gekommen, und nur von der zum Allgemeinut gewordenen Wissenschaft trifft zu, was Shakespeare so schön in „Heinrich VI.“ sagt:

„Es ist Unwissenheit
Der Fluch von Gott und Wissenschaft der Fittig,
Womit wir in den Himmel uns erheben.“

Es wird bei den folgenden Aufsätzen nicht systematisch verfahren werden. Wie es gerade dem augenblicklichen Bedürfniß entspricht, wird ein Umstand aus dem täglichen Leben herausgegriffen werden, über den man am ersten nachzudenken veranlaßt ist, und in ungeschminkter Darstellung nach bestem Wissen gezeigt werden, welche Bedeutung er für das Volk hat, und wie die dabei sich zeigenden Nachtheile bestmöglichst vermieden werden können. So werden in dem nächsten Aufsätze die Nachtheile erörtert werden, die ein undichter und zu frühzeitiger Verschuß der Deseu jahraus jahrein zur Folge hat und wie dieselben am besten vermieden werden.

Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

II.

Beim *** Gesandten ist selbige Nacht undiplomatische Abendgesellschaft. Ein prächtig geschmücktes Publikum drängt sich in den glänzenden Zimmern und Salons. Die unzähligen Flammen verbreiten Tageshelle und werfen die Lichter von einem Spiegel zum andern. Wie selbstzufrieden spiegelt sich die elegante Welt in diesen Spiegeln wieder!

Die zahlreichen Bedienten eilen hin und wieder, sie haben heute etwas, was wie Arbeit aussieht.

Indessen läßt die Modedame ihre in den neuesten Modeformen sich gefallende ebennmäßige Gestalt anstaunen, läßt die in Eau de Nys gebadeten Arme und Schultern glänzen und die unübersehbaren Wellen eines üppigen, vielfach sogar eigenen Haares über den weitenthüllten Nacken wogen.

Alle Welt, soweit sie männlich, bewundert diese Weiblichkeit. Nur ein Satyrer, ein Nachdichter Heinrich Heine's, flüstert einem wohlgeruchsvollen, ziemlich jung sich stellenden Banquier orientalischer Abstammung zu:

„Unsere Damen sind merkwürdig stolz gegen uns; gegen Andere weniger, namentlich gegen die Modelleiderkünstler, die sind ihr Eins und Alles. Was sonst ein hirnverrückter Schneiderkünstler Abgeschmacktes auf die Bühne bringen wollte, er würde

nicht mehr Widerstand finden bei den holden Trägerinnen seiner Gehirnauschwitzungen, als es bis jetzt der Fall gewesen. Versuche Einer etwas, was unbestreitbar gut, schön, geschmackvoll, elegant in Bezug auf Kleidung ausgedacht worden, in Aufnahme bei den verständigsten Damen zu bringen, er ließe Gefahr für verrückt erklärt zu werden. Denn die verständigste Dame, wenn sie halbwegs durch ihre Kleidung gefallen will, sieht einfach im Modejournal nach, was ein Hoffschneidermeister als unerbittliches Schönheitsgesetz für die nächsten 4 Wochen bestimmt hat, und sie gibt demgemäß ihrem Schneider oder ihrer Schneiderin zweiter Produktionsklasse ihre Instruktionen. Allerdings ist der Schneider nicht alleiniger Regent; der Oberhaarordnungskünstler, genannt Friseur, die Haarüberkleidungskünstlerin, genannt Puzmacherin, ja selbst der Fußhüllkünstler, genannt Schuhmacher, machen in Bezug auf Schmückung einiger Theile des weiblichen Körpers, wenigstens der Endpunkte desselben, eine fast ebenbürtige Diktaturberechtigung geltend, und da gibt's für das Objekt, die zu schmückende Dame, kein Widerspruchsrecht, da gibt's höchstens Grenzstreitigkeiten zwischen den Schmück- und Bekleidungskünstlern, unter denen aber dennoch der Hoffschneider der natürliche Präsident bleibt. Ja, mag auch das Kopfschmückgenie der vor-

nehmsten Dame befehlen können, in ultrademokratischer Weise das Haar der armen Fabrikarbeiterin dem hoch- oder höchstgebornen Kopfgewächs zuzufügen und aus dem niedrigsten Kopf einen Thurm zu bilden, der seine Wurzeln tief bis in den Nacken schlägt, — hat er für seine Haaridee nicht den Beifall des Kleiderkünstlers gewonnen, so läßt dieser seine Macht zum Recht werden und rückt mit Krausen und Spitzen über das oft in liberalster Weise freigegebene Terrain des Nackens soweit gegen des Menschen Allerhöchstes hinaus, daß der Haarünstler in die freien Lüfte hinaufbauen muß; und was kann die Haarüberbekleidungskünstlerin dann noch viel darüber sagen? Will aber der Fußbekleidungskünstler seine Machtssphäre ausdehnen, will er über die natürlichen Grenzen, welche die Knöchel bilden, hinaus in fremdes Gebiet, d. h. vom Schneiderkünstler angetirtes, vordringen, will er vielleicht Halbwadentiefeln mit Stiderei einbürgern, und der allgewaltige Bekleidungskünstler will nicht, dann läßt letzterer einfach das beschattende Kleid einen oder zwei Zoll sinken, und der Kulturkampf endet mit Vernichtung des schwarzlebernen Künstlerprodukts.“

Dr. Hauderer ist der Verfasser dieser zeitgemäßen Modebetrachtung, und er ist ein allgemein beliebter, weil vielgeürchteter Spötter; der israelitische Geldmensch, den er aber jetzt gratis unterhalten, flieht eben mit einer leichten Entschuldigung, weil eine grazios heranschwebende Tänzerin aus dem magharischen Transleithanien mit ihrer bezaubernden Körperlichkeit eine stärkere Anziehungskraft ausübt, als seine kritisch-materialistische Weltanschauung. Er empfindet auch darüber keine Kränkung, denn er kennt diese, unsere schöne Welt beherrschende Gesellschaft zu gut, um nicht zu wissen, daß er unter Sängern, Pianofortspielern, Geigern, portraittirenden Malern in Glacehandschuhen und ähnlichen Intelligenzen nur als Rapünzchen zum Gesellschaftsalat betrachtet wird. Er rettet sein Selbstbewußtsein damit, daß er die Gesellschaft seinerseits nur als Gegenstand seiner Studien, sich selbst nur als denkenden Statisten in einer täglich sich erneuenden, an Abwechslung nicht überreichen Komödie ansieht. So unbemerktlich wie möglich gleitet er auf dem glatten Parquet durch die Gruppen, verbeugt sich hier fast schüchtern vor den schimmernden Keizen einer pfauenhaft vorbeistrotzenden Amerikanerin, sucht im nächsten Augenblick vor einer gravitatisch einerschreitenden Excellenz vorüberzuschlüpfen und entwischt noch glücklich einer in vier Sprachen schwachsägigen russischen Staatsrätin in eine von schwerseidenen Gardinen geschützte Fensternische.

Aber auch dieser einsam geglaubte Posten ist bereits besetzt durch einen jungen Offizier, dessen bekannte Gesichtszüge und noch mehr, deren unbeschreiblich trauriger Ausdruck ihn fesseln.

„Sie hier, Herr Lieutenant?“ ruft er überrascht, „Sie sehen ja verteuftelt ernst in diese lustige Welt?“

„Ich habe die Ehre, Herr Doktor,“ entgegnet der junge Offizier, sich nicht eben freundschaftlichen Angeichts verneigend.

„Ich störe Sie in irgendwelchen Gedankengängen,“ entschuldigt sich der Schriftsteller, „aber ich will mich trotzdem nicht beirren lassen, denn ich bin Arzt und mit Vorliebe so ein Stück Seelenarzt, der auf den Augenblick einen Patienten erkennt. Sie sind krank, sonst stäken Sie nicht hier in dieser Fensternische. Ein junger Mann, zumal wenn er in einer glänzenden Uniform steckt, muß sich sehen lassen, muß zu Glanz und Licht beitragen und von Glanz und Licht profitieren; einem jungen Offizier ist's wie einer jungen Dame, er muß den Augenblick erhaschen im Fluge, er muß auf der Straße, im Salon, auf der Promenade sein, und die Parade ist sein Siegesfeld.“

„Sie fassen unsern Stand als etwas sehr Nichtiges, Eitles auf, Herr Doktor.“

„Wie ich so vieles Andere nicht anders aufzufassen im Stande bin. Soll ich vielleicht misanthropisch-humanitäre, soll ich sittlich-entristete Betrachtungen äußern über ein System, welches die ganze Menschheit mit ihren reichen geistigen und materiellen Mitteln und auf Kosten des Nationalwohlstands zu einer großen Kriegsmaschine zu verbrauchen strebt, gerade als müßten bei vorschreitender Civilisation immer größere, kostspieligere und raffinirter ausgedachte Vernichtungsmittel gegen sie als immer schreckhafter

erscheinende Gefahr geschaffen werden? Soll ich über solche Früchte unserer höheren Kultur vielleicht weinen? Ich kann es nicht, meine Natur ist nicht dazu angelegt, und das ist gut, Jeder hilft sich auf seine Weise über des Lebens Unvollkommenheiten hinweg. Die Jugend überwindet Alles durch die Kühnheit der Hoffnung, dabei vergift sie aber leicht, die Gegenwart auszunützen. Das dürfen Sie nicht. Auf was wollen Sie warten? Vielleicht auf einen Krieg; das ist schon eine schlimme Geschichte. Und wer sagt Ihnen, daß, wenn Sie auch höhere strategische Fähigkeiten in sich fühlen, Sie unter so vielen Ihrer Kameraden Gelegenheit bekommen, sich auszuzeichnen, oder daß Sie diese Gelegenheit glücklich überleben? Bei Ihnen hängt, wenn nicht Alles, so doch das Meiste vom Glücke ab. Da müssen Sie sich auch nicht verstecken, sondern dem Glücke die Gelegenheit bieten, daß es Sie antreffen kann. Und so eine Sylvesternacht hat Zauberkräfte und öffnet Herzen, die sonst das ganze Jahr verschlossen bleiben. Wer weiß, wie viele schöne Augen schon längst verstohlen nach Ihnen hingeschaut und jetzt nach Ihnen suchen. Stürzen Sie sich hinein in dieses Blumenbouquet, stellen Sie sich vor, eine vom Feinde umringte Fahne sei herauszuholen, durchbrechen Sie die Reihen, ergreifen Sie das Banner und tragen Sie es in Form einer reichen Partie in das neue Jahr hinein. . . . Aber — ich glaube, Sie sind in den Hinterhalt einer unglücklichen Liebe gefallen!“

Die letzte Bemerkung hatte ihren guten Grund, denn die Augen des jungen Offiziers, welche bis dahin fast theilnahmslos in die glänzende Gesellschaft hineingestarrt hatten, begannen plötzlich mit höherem Glanze zu leuchten, eine merkwürdige Röthe durchzog die bleichen Wangen, und unwillkürlich zitterte die Hand, die den Arm des Redners erfaßt hatte und ihn krampfhaft drückte.

Der Schriftsteller erblickte eine Gruppe von drei Personen, welche eben aus der Gesellschaft auftauchte und sich der Fensternische genähert hatte. Die auffallendste Erscheinung darunter ist eine Dame von vielleicht 40 Jahren; ihre imponirende Gestalt, in die schwersten und weichsten Stoffe gehüllt, erscheint wie das modernisirte Ebenbild der eifersüchtigen Gemahlin des Vaters der griechischen Götter; die regelmäßigen Gesichtszüge haben etwas Strenges, Starres, das Haupt mit dem lippigen Haarwuchs sitzt fest und beinahe unbeweglich auf dem starken Nacken, der sich nur unmerklich zum Gruße neigt, während die großen hellblauen Augen Selbstbewußtsein und Stolz und nur sehr wenig Theilnahme für das, was sie sehen, bekunden. Um neben einer solchen Gestalt auch noch eine Figur zu spielen, müßte man ein Niese sein, der Begleiter der Dame ist dies keinesfalls; seine ebenmäßig gebaute, beinahe schlankte Gestalt ist nur von mittlerer Größe und erscheint darum klein, während er in einiger Entfernung von der Dame immerhin Beachtung finden würde, denn die hohe Stirn, die lebhaften grauen Augen sprechen von vielem Verstande; die Blicke junger Männer verweilen freilich am liebsten gewiß auf der holden Mädchengestalt, welche hinter dem Elternpaare her-schwebt. Freundlich blaue Augen mit schwärmerischem Feuer, ein kleiner rother Mund, von dem das Lächeln nie ganz zu schwinden scheint, ein goldener ungefesselter Lockenwald, der die zarten Schultern umrahmt und theilweis eifersüchtig den Blicken entzieht, lassen das liebliche Kind fast als das Erzeugniß der Phantasie eines gottbegnadeten Künstlers erscheinen.

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie dieser Familie vorstelle,“ flüsterte jetzt der Offizier, indem er den noch mit seiner stummen Betrachtung beschäftigten Schriftsteller hastig bei der Hand her-vorzieht.

„Der junge Mann hat wirklich strategisches Talent,“ murmelt der Letztere, indem er willenlos dem Drange gehorcht.

„Herr Doktor Hauderer, einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller unserer Stadt und gefürchteter Satyrer, — der Herr Oberst Burney, die Frau Obistin Burney, Miß Burney,“ — lautet die resolute Vorstellung.

„Ah, oh, sehr angenehm; endlich sehen wir Sie, Herr Lieutenant; Jessy fürchtete schon ohne Tänzer das neue Jahr antreten zu müssen; Missis Burney rechnet auf einen Contre, Sie werden mich hoffentlich in meinen hausväterlichen Pflichten unterstützen.“

All right, Sir, bringen Sie den Damen Ihren Glückwunsch dar. Herr Doktor Hauderer! Sehr angenehm — man bekommt in deutschen Gesellschaften selten Vertreter der Literatur zu sehen.“

„Sehr selten, Herr Oberst. . . .“

„Oh, bitte, bitte; Mister Burney, wenn es Ihnen beliebt. Ich war fünfundzwanzig Jahre lang Kaufmann und verdanke dieser Thätigkeit Alles, was mich erfreut; nebenbei diente ich in der Miliz und mußte das Meinige thun, um die aus den Fugen gerathene Union zusammenzuleimen. So war ich zwei Jahre Soldat, und kein schlechter, wie mein Avancement beweist, aber ich müßte verhungern, wenn ich als Oberst leben wollte, d. h. von meiner Pension. Ich höre es gern erwähnen zu seiner Zeit, daß ich auch etwas fürs Vaterland gethan, aber wie der Krieg nur ein trauriger Ausnahmezustand ist, so möchte ich auch nur ausnahmsweise ein Kriegsmensch sein.“

„Das finde ich sehr verständig, wenn es auch manchem unserer titelwüthigen Deutschen absonderlich genug erscheinen möchte.“

„Sie waren im Begriff, mir zu sagen, warum man so selten einen deutschen Schriftsteller in den feineren deutschen Gesellschaften antrifft?“

„Der Hauptgrund ist jedenfalls der, daß bei uns Deutschen, die wir uns so gern selbst das Volk der Denker nennen, Geist und Gelehrsamkeit nur mäßig, das Genie aber gar nicht geachtet wird; unsere Gelehrten sind deshalb auch heutigen Tages noch entweder einsiedlerische Sonderlinge oder studierte Bediente, Hofräthe und dergleichen mehr. Außerdem gibt es aber noch so viel Neben Gründe, daß die Erscheinung nicht mit wenigen Worten zu erklären ist.“

„Well, Sir, dann wollen wir uns in einer stillen Ecke bei einem kühlen Glase Marcobrunner des Weiteren darüber ergehen, wenn Sie so viel müßige Zeit hier haben, wie ich.“

„Mehr Zeit als ich hat schwerlich hier Einer übrig.“

„All right, Sir, Missis Burney, ich hoffe, Sie sind meiner Dienste jetzt nicht mehr benöthigt?“

„Sie werden mir erlauben, um Ihr Erscheinen zu bitten, wenn ich dessen bedürftig bin,“ erwiderte die Dame und beantwortete den Gruß des Schriftstellers mit einer gut abgewogenen Mischung von Achtung und nachlässiger Höflichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Autograph (Nachbildung der Handschrift) Marat's.

Des Dénier public
Les fetes données par le citoyen Bourdon
a Orleans ~~avoient~~ ^{avoient} mes yeux d'autre objet
que de capter les suffrages des citoyens Orleanois,
et de se faire nommer député a la convention nationale.
Marat l'ami du peuple.

Uebersetzung: „Die zu Orleans von dem Bürger Bourdon auf öffentliche Kosten gegebenen Feste hatten in meinen Augen keinen andern Zweck, als die Stimmen der Bürger von Orleans zu fangen und ihr ein Abgeordnetenmandat für den National-Convent zu verschaffen. Marat, der Volksfreund (Marat l'ami du peuple).“

Der Zettel ist augenscheinlich im Herbst 1792 während der Wahlbewegung für den Convent geschrieben. — In einer der nächsten Nummern werden wir ein Autograph Robespierre's veröffentlichen.

Aus der alten und der neuen Welt.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Italienisch.)

I denari stanno sempre con la baretta in mano per torre comiato.

Unruhig sind die Thaler, wie
Der Jud', der nirgends Ruhe fand:
Zum Abschiednehmen haben sie
Das Mägchen immer in der Hand.

Il diavolo è cattivo perch' egli è vecchio.

Das Alter herrscht; o Gott erlöse
Die Welt von dem Regierungsmist!
Der Teufel ist nur darum böse,
Weil er ein alter Teufel ist!

I ricchi quando vogliono, i poveri quando possono.

Jeder ist, das liegt am Tage,
Aber wann? das ist die Frage!
Wann er will, der reiche Mann,
Und der Arme, wann er kann.

Se 'l prestar fosse buono, si presterebbe anche la moglie.

Wenn das Vorgen Gutes wär',
Lieh' man auch sein Weibchen her.

(Spanisch.)

Como costal de carbonero malo de fuera, peor de dentro.

Kohlenack sieht wie ein Pfäfflein drinnen:
Schwarz von außen, schwarzer noch von innen.

No es mala la muerte, haziendo lo que debe.

Der Tod wär' böß? Das ist er nicht,
Denn er erfüllt nur seine Pflicht.

(Wird fortgesetzt.)